

II. Das soziale Feld der Wissenschaft

»Die wissenschaftliche Analyse der Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes ist nur deshalb so schwer durchzuführen und so leicht zu karikieren (...), weil sie einen doppelten Bruch mit sozialen Vorstellungen voraussetzt (...): Bruch mit der Idealvorstellung vom Wissenschaftler, die die Wissenschaftler sich und anderen einreden; Bruch mit der naiv kritischen Vorstellung, bei der die berufliche Ethik durch einfache Umkehrung der verklärten Sichtweise auf eine »Berufsideologie« reduziert (...) wird (...).«

(Pierre Bourdieu)

1. Analytischer Rahmen der empirischen Arbeit

Die Wissenschaftsforschung bedient sich erfolgreich des empirischen Konstruktivismus bzw. ethnomethodologischer Ansätze, um zu klären, wie Forschungsobjekte (Knorr-Cetina) und sogar Erkenntnissubjekte (Mialet) im Prozess sozialer Praxis hergestellt werden. Würde es nicht genügen, darauf zurückzugreifen, um die in dieser Arbeit gestellte Frage zu beantworten? Weshalb fällt für die Analyse empirischen Materials zu der Frage, wie Wissenschaftler zu Wissenschaftlern werden, die Wahl auf das Konzept der sozialen Felder des französischen Soziologen Pierre Bourdieu? Die Denk- und Vorgehensweise Bourdieus hat einen entscheidenden Vorteil, denn sie macht nicht nur die soziale Praxis zum Ausgangspunkt der Analyse und ermittelt die ihr innenwohnende Logik, sondern stellt die *Akteure als Konstrukteure* ihrer Realität ins Zentrum. Wie sich im vorangehenden Kapitel gezeigt hat, wird gerade diese Perspektive in der Wissenschaftsforschung vernachlässigt. Zwar wird das Forschungshandeln von Wissenschaftlern und die wissenschaftliche Praxis untersucht und dabei herausgefunden, dass es die Forscher selbst sind, die Fakten durch ihr Handeln erst zu Fakten machen. Wie jedoch die Akteure der Wissenschaft erst zu Akteuren dieses Feldes werden, wird nicht gefragt. Einzig Hélène Mialet rückt die Erkenntnissubjekte in den Mittelpunkt, vernachlässigt jedoch den spezifi-

ischen sozialen Kontext, innerhalb dessen Wissenschaft betrieben wird. Dieser Kontext wird von Bourdieu in dem Konzept des sozialen Felds erfasst. Es erlaubt, die *spezifische Logik* wissenschaftlicher Praxis anhand der Akteure, die diese Praxis verkörpern, zu analysieren. Damit kann auch danach gefragt werden, über welche Mechanismen das Feld zu seinen Akteuren kommt bzw. wie es dazu kommt, dass bestimmte Akteure wesentlich seltener ins Feld gelangen. Wie das funktioniert, soll im Folgenden kurz umrissen werden.

1.1 Das Konzept der sozialen Felder und das wissenschaftliche Feld

Sowohl die soziologischen Klassiker, aus deren Theoriekonstruktionen sich wichtige Prinzipien heutiger Soziologie noch immer herleiten, als auch gegenwärtige Diagnosen sind sich darüber einig, dass wir in einer hochdifferenzierten Gesellschaft leben. Für Emile Durkheim ist die Arbeitsteilung das Grundprinzip moderner Gesellschaften, Max Weber erkennt in ihnen »Wertsphären«, die »innere Eigengesetzlichkeiten« aufweisen (Weber 1920, 541). Jürgen Habermas trennt Lebenswelt und Systemwelt, Niklas Luhmann fasst verschiedene gesellschaftliche Funktionssysteme (wie Politik, Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft usw.) als in sich geschlossene Kommunikationssysteme auf und Pierre Bourdieu spricht von sozialen Feldern mit ihrer jeweils eigenen, spezifischen Logik. Auch die Wissenschaft, als ein Bereich gesellschaftlicher Praxis, funktioniert nach einer eigenen Ordnung und nach eigenen Regeln. Für Luhmann ist das System Wissenschaft ein Funktionssystem wie jedes andere (vgl. Luhmann 1992), jedoch operiert es mit der spezifischen Codierung wahr/unwahr und unterscheidet sich damit in seiner Operationslogik von anderen Systemen (beispielsweise dem der Kunst, das mit dem binären Code schön/hässlich verfährt). Luhmann tritt mit dem Anspruch auf, eine nicht-normative Gesellschaftstheorie zu entwickeln, die auf diesem Konzept sozialer Systeme aufbaut. Im Gegensatz dazu verwendet Bourdieu selten den Begriff der Gesellschaft noch spricht er von gesellschaftlichen Systemen, sondern er beschreibt die »soziale Welt« oder »soziale Praxis« (Krais 2001, 328). Er betrachtet die soziale Welt als »Raum von Beziehungen« zwischen Akteuren, die selbst wiederum durch ihre Stellung im Raum und in ihrem Verhältnis zu anderen Akteuren bestimmt sind (Bourdieu 1985a, 13). Dieser Konstruktion liegt eine bestimmte Denkweise zu Grunde, die Bourdieu kurz in dem Satz zusammenfasst: »Das Reale ist relational« (Bourdieu 1998a, 15). Das relationale Denken löst den Dualismus von »Subjektivem« und »Objektivem« auf, denn gemeint sind »objektive Relationen«, nicht Interaktionen oder »intersubjektive Beziehungen« zwischen Akteuren (Bourdieu/Wacquant 1996, 127). Die objektiven Relationen kommen durch Unterschiede zwischen den Positionen, die die

Akteure in diesem Raum einnehmen, zu Stande. Was zunächst sehr abstrakt klingt, ist in Wirklichkeit äußerst konkret: Gemeint sind die sozialen Unterschiede zwischen Akteuren zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem bestimmten sozialen Feld. Ein soziales Feld ist ein solches »Netz oder eine Konfiguration von objektiven Relationen zwischen Positionen« (ebd.), oder, weniger mathematisch als soziologisch ausgedrückt: »Die Felder im sozialen Raum sind Felder gesellschaftlicher *Praxis*« (Krais 1989, 56). Konstitutiv für soziale Felder ist die Professionalisierung einer ganz bestimmten gesellschaftlichen Praxis, d.h. ein Feld konstituiert sich über Personen, die sich in einem Beruf etabliert haben (ebd., 56/57). Dabei dreht es sich keineswegs um alle Formen von Berufen, sondern eben nur um solche, die gesellschaftliches Kapital – kulturelles, ökonomisches, soziales – akkumulieren, d.h. um Professionen, deren Kennzeichen ihre relative Autonomie im sozialen Raum ist. Im wissenschaftlichen Feld beispielsweise wird das Feld von den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen bestimmt, insbesondere von Professorinnen und Professoren, nicht jedoch von den ihnen zuarbeitenden Sekretärinnen, technischen Assistenten oder den von ihnen unterrichteten StudentInnen, obgleich diese Personen zur Stabilisierung und Aufrechterhaltung der feldspezifischen Praxis entscheidend beitragen (können). Das hängt mit den für soziale Felder spezifischen Machtstrukturen zusammen. Die Akteure beziehen sich nur auf solche anderen Akteure, die professionell das betreiben, was als konstitutiv für das jeweilige Feld gilt.¹

Bourdieu benennt einige »universale Mechanismen von Feldern« (Bourdieu 1993a, 107). Zunächst definiert sich ein Feld über spezifische »Interessenobjekte«, denen gegenüber diejenigen, die dem Feld nicht angehören, gleichgültig sind. Beispielsweise sind Publikationen in bestimmten renommierten Zeitschriften oder Buchverlagen begehrte Interessenobjekte im wissenschaftlichen Feld, im ökonomischen Feld hingegen sind sie vollkommen wertlos, da sie nicht zur Mehrung ökonomischen Kapitals beitragen. Die Akteure akkumulieren nämlich immer eine bestimmte Kapitalsorte bzw. »eine spezifische Kombination mehrerer Kapitalien« (Krais 1989, 56), die im jeweiligen Feld wirksam sind. Der Kapitalbegriff Bourdieus ist eng gebunden an den Begriff des Feldes, beide sind »wechselseitig« voneinander abhängig (Bourdieu/Wacquant 1996, 128), denn erst die spezifische Logik eines Feldes legt fest, was »relevant und *effizient* ist, was in Beziehung auf dieses Feld als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen von Praxis fungiert« (Bourdieu 1998b, 194, Herv. i. Org.). In der Wissenschaft kann Reputation als eine der wichtigsten Formen symbolischen Kapitals gelten, akademische Titel und institutionelle Positionen hingegen gelten als wichtige soziale Kapitalformen. Je nachdem, wie viel Kapital bzw. welche Kapitalsorten die Akteure auf sich vereinigen können, bestimmt sich ihre Position im sozialen Raum des Feldes und definiert sich, welchen Platz sie (auch in der hierarchischen Ordnung) inner-

halb dieses Bezugssystems einnehmen. Auf diesen Machtaspekt spielt Bourdieu an, wenn er sagt: »In einem Feld gibt es Kämpfe, also Geschichten« (Bourdieu/Wacquant 1996, 133). Die Struktur eines Feldes gibt den Stand der Machtverhältnisse wieder, die zu einem bestimmten Zeitpunkt dort herrschen. Diese sind Gegenstand der Kämpfe und sind von ständiger Umwälzung und Umstrukturierung betroffen (Bourdieu 1993a, 109), wobei es hier Unterschiede zwischen den Akteuren gibt: »Diejenigen, die bei gegebenen Kräfteverhältnissen das spezifische Kapital (...) monopolisieren, neigen eher zu Erhaltungsstrategien (...), die weniger Kapitalkräftigen dagegen (die oft auch die Neuen und damit meist Jüngeren sind) eher zu Umsturzstrategien« (ebd.). Der »Kampf zwischen den Herrschenden und den Anwärtern auf die Herrschaft« (107) nimmt in verschiedenen Feldern unterschiedliche Formen an, findet jedoch immer statt. Die Interessenobjekte und die Akteure eines Feldes, die dessen »immanente(n) Gesetze« (108) anerkennen und kennen, sind funktionale Prinzipien des Feldes. Sie alle haben bestimmte Grundinteressen gemeinsam; sich auf die Regeln des Feldes einzulassen, bedeutet, sie stillschweigend anzuerkennen. Auch die neu Hinzukommenden müssen den Wert dessen anerkennen, was im Feld gilt, ob sie dieses nun revolutionieren wollen oder nicht, denn »(w)er sich am Kampf beteiligt, trägt zur Reproduktion (der Strukturen, S.B.) bei« (109).

Das wissenschaftliche Feld ist bei Bourdieu einerseits »eine soziale Welt wie die anderen«, gleichzeitig ist es »eine Welt für sich« mit eigenen Funktionsgesetzen (Bourdieu 1998a, 88). Wie in jedem gesellschaftlichen Feld, sind auch im wissenschaftlichen bestimmte Kräfte am Werk, die spezifische Machtstrukturen hervorbringen. Das wissenschaftliche Feld ist Bourdieu zufolge »der Ort zweier Arten von Macht (...): auf der einen Seite eine Macht, die man weltlich (oder politisch) nennen könnte, eine institutionelle und institutionalisierte Macht, die verknüpft ist mit der Besetzung herausgehobener Stellen in wissenschaftlichen Institutionen (...); auf der anderen Seite eine spezifische Macht, ein persönliches »Prestige«, das mehr oder weniger unabhängig von jener weltlichen Macht (...) ist, da es nahezu ausschließlich auf einer kaum oder schwach institutionalisierten Anerkennung durch die Gesamtheit der Gleichgesinnten oder der Angesehensten einer ihrer Fraktionen beruht (...))« (Bourdieu 1998c, 31).

Beide Formen von Macht sind für diejenigen, die in das wissenschaftliche Feld hineindrängen von entscheidender Bedeutung. Hängt ihr Erfolg doch einerseits von der Beurteilung durch diejenigen ab, die sich bereits auf institutionellen Positionen etablieren konnten, andererseits von der informellen Position, die sie unter den Kollegen einnehmen. Ob sie und wie sie von diesen wahrgenommen werden, kann sich letztlich darauf auswirken, welche Position im Feld der Wissenschaft sie einmal einnehmen werden. Während Luhmann, wie anfangs erwähnt, das System Wissenschaft mit dem Code »wahr/unwahr« ausgestattet sieht, worin sich keine Machtver-

hältnisse spiegeln, geht Bourdieus Analysemodell in besonderem Maße auf diese Dimension ein:

»Wenn es eine Wahrheit gibt, dann die, daß Wahrheit Gegenstand von Auseinandersetzungen ist; dennoch vermag nur der Kampf zur Wahrheit zu führen, der jener Logik folgt, wonach allein derjenige über seine Kontrahenten triumphieren kann, der sich der Waffen der Wissenschaft bedient und darin am Fortschritt wissenschaftlicher Wahrheit mitwirkt« (Bourdieu 1985b, 60/61).

Auch das wissenschaftliche Feld ist also – wie andere Felder – beherrscht von Kämpfen. Die Akteure kämpfen um Positionen und Reputation als spezifisches Kapital und mit spezifischen Mitteln, die eben der Logik des Feldes der Wissenschaft entstammen. Die Beschreibung dieser Machtverhältnisse durch Bourdieu impliziert einen wichtigen Aspekt: Das »persönliche Prestige« eines Wissenschaftlers, also Reputation, ist zugleich »umkämpftes Objekt« im Feld und eine »Waffe«, wenn es darum geht, sich gegen andere durchzusetzen (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996, 128). Das heißt, dass eine der wichtigsten Kapitalsorten im wissenschaftlichen Feld die Anerkennung durch Kollegen ist, und daher gerade sie es ist, die auf das Engste mit Machtverhältnissen im Feld verwoben ist. Daran wäre weiter nichts Aufregendes, wenn nicht auch die Anerkennung einer wissenschaftlichen Leistung an die soziale Anerkennung der Person gebunden wäre, die diese Leistung hervorgebracht hat (vgl. Krais 2000, 41). Diese Verbindung zwischen Machtverhältnissen und wissenschaftlicher Leistung sollen in der vorliegenden Arbeit analysiert werden. Hierzu aber ist es notwendig, auch die Wirkungen eines Feldes zu kennen, die von den Akteuren verkörpert werden. Diese Wirkungen werden von Bourdieu als »Glaube« bezeichnet.

1.2 Der Glaube an das Spiel der Wissenschaft

Wissenschaft und Religion wird herkömmlich als Gegensatzpaar verstanden. Wissenschaft steht für das rationale Prinzip, die Religion hingegen für den fraglosen Glauben an die Existenz eines Gottes. Allerdings können auch die säkularisiertesten Gegenstände gleichzeitig heilige sein, wenn sie die Kriterien für Heiligkeit erfüllen, denn, so schreibt Mircea Eliade (1984) in *Das Heilige und das Profane*: »Die Definition des Heiligen ist, daß es den Gegensatz zum Profanen bildet« (14). Dies kann ein und denselben Gegenstand betreffen. Ein Stein kann ein einfacher Stein sein, der keinerlei andre Bedeutung oder Bestimmung hat, als Stein zu sein. Dieselbe Materie wird jedoch zu einer sakralen erhoben von denjenigen, in deren Kosmos ihr eine solche Bedeutung beigemessen wird. Eliade stellt diesen Bezug her, wenn er erklärt: »(D)ie sakrale und die profane Sichtweise hängen von den verschiedenen Positionen ab, die der Mensch im Kosmos erobert hat« (17). Letzteres klingt nun gar nicht mehr ›heilig‹, sondern eher nach ganz profa-

nen sozialen Kämpfen um Rangfolgen und zu besetzende Gebiete. Auch die Definition des Heiligen, die das Profane braucht, um heilig sein zu können, weist auf Differenzierungen und Abgrenzungen hin, die aus sozialen Interessen und aus sozialen Bedingungen entstehen.

Wissenschaft spricht sich selbst ein rationales Prinzip zu, das sie abgrenzt vom Alltagsverständnis anderer Teilnehmer des sozialen Kosmos – und ganz sicher von religiösem Glauben. Sie bescheinigt sich damit jedoch, um bei dem Bild zu bleiben, eine »heiligere« Position im Kosmos gesellschaftlicher Wirklichkeitserklärungen. Diese werden deshalb von der Wissenschaft als profan betrachtet, weil sie in Erklärungsmustern befangen sind, die nicht mit rationalen Mitteln erschlossen wurden, sondern sich aus der alltäglichen Praxis ergeben. Aber auch Wissenschaftler haben einen Alltag und in dieser alltäglichen Praxis wird das rationale Prinzip als Glaubenssystem gelebt. So schildert Ludwik Fleck das wissenschaftliche Streben nach Rationalität als eine »Stimmung«, in der sich alle befinden, die zu dem entsprechenden Denkkollektiv gehören. Er beschreibt diese »spezifische intellektuelle Stimmung des modernen, speziell des naturwissenschaftlichen Denkens« wie folgt:

»Sie findet den Ausdruck als gemeinsame *Verehrung* eines Ideals, des Ideals objektiver Wahrheit, Klarheit und Genauigkeit. Sie besteht aus dem *Glauben*, daß Verehrtes erst in weiter, vielleicht unendlich weiter Zukunft erreichbar sei. Aus der *Lobpreisung* sich seinem Dienste aufzuopfern. Aus einem bestimmten *Heroenkult* und einer bestimmten *Tradition*« (Fleck 1999, 187–188, Herv. i. Orig.).

Die Begriffe, die Fleck zur Beschreibung der intellektuellen Stimmung der modernen Wissenschaftsgemeinschaft heranzieht, scheinen bewusst aus dem religiösen Sektor gewählt zu sein. Verehrung, Kult und Lobpreisung sind gottesdienstliche Verrichtungen. Sie bezeugen und reproduzieren den gemeinsamen Glauben an geteilte Ideale. In diesem Licht betrachtet wird das, was gerade als Überwindung eines irrationalen Weltbildes gefeiert wird, selbst zu einem Weltbild, das auf geteiltem Glauben gründet. Sind damit Ziele und Bestrebungen wissenschaftlicher Arbeit per se »ausgehebelt« und als Mythen »entlarvt«? Keineswegs. Fleck stellt mit seiner Schilderung lediglich *auch* das wissenschaftliche Denken in einen *sozialen Kontext*, in den Rahmen einer *alltäglichen Praxis*, die auf Übereinkünften basiert, die alle Beteiligten kennen und anerkennen.

Auch Bourdieu spricht von einem »Glauben« der Akteure an den Sinn dessen, was in einem sozialen Feld als wichtig, maßgeblich und selbstverständlich anerkannt ist. Diesen Glauben bezeichnet er als *illusio* der Akteure. *Illusio* ist keine Abkürzung von »Illusion«, wie das Wort im alltäglichen Sprachgebrauch verstanden wird, sondern ist hergeleitet aus dem lateinischen *ludus*, also dem Spiel (Bourdieu/Waquant 1996, 128). Die *illusio* ist

der Einsatz der Akteure, die Investition in das »Spiel« eines Feldes, und gleichzeitig der Glaube daran, dass »der Einsatz lohnt« (Krais 2000, 40).

Dieser Glaube ist der »praktische Sinn«, mit dem die Akteure ausgestattet sind. Er ist das soziale Organ, um sich in einem Feld zurechtzufinden und von den anderen Akteuren als zugehörig erkannt zu werden:

»Der Glaube ist (...) entscheidend dafür, ob man zu einem Feld gehört. (...) Der praktische Glaube ist das Eintrittsgeld, das alle Felder nicht nur stillschweigend fordern, indem sie Spielverderber bestrafen und ausschließen, sondern auch, indem sie praktisch so tun, als könnte durch die Operation der Auswahl und der Ausbildung Neugeborener (Initiationsriten, Prüfungen usw.) erreicht werden, daß diese den Grundvoraussetzungen des Feldes die unbestrittene, unreflektierte, naive, eingeborene Anerkennung zollen, die die *doxa* als Urglaube definiert. (...) Natürlich kann man in diesen magischen Kreis nicht durch spontane Willensentscheidung eintreten, sondern nur durch Geburt oder durch einen langwierigen Prozeß von Kooption und Initiation, der einer zweiten Geburt gleichkommt« (Bourdieu 1997a, 124-125).

Der Glaube eines Feldes ist nach Bourdieu keine geistige Überzeugung und auch kein mentaler Zustand, sondern ein Zustand des Körpers.² Die Akteure des wissenschaftlichen Feldes verkörpern seinen Glauben. Bis sie jedoch zu einem Teil des Feldes werden können, müssen sie sich zunächst einer Reihe von Prozeduren unterziehen, die sichern sollen, dass sie den Glauben des Feldes angenommen haben. Allerdings betont Bourdieu, dass es sich nicht um formale Eintrittskriterien handelt. Zu glauben bedeutet, nicht willentlich oder durch ›freie Entscheidung‹ (wie auch immer eine solche zu Stande käme) die Regeln des Feldes zu akzeptieren, sondern aus wahrer Hingabe, die keine intellektuelle Übersetzung benötigt noch haben darf. Daher spricht der Autor hier auch von einem »magischen Kreis«: In ihn tritt nur ein, wer wahrhaft glaubt, alle anderen können auch durch große Anstrengungen nicht hinein. Der Prozess des Hineintretens wird als zweite Geburt beschrieben, ein Vorgang, der deutlich macht, dass das Individuum den Präkonstruktionen der Welt, in die es hineingeboren oder durch initiatorische Arbeit aufgenommen wird, mehr oder weniger ›ausgeliefert‹ ist. Andererseits müssen die sozialen Akteure, die den »Sinn für das Spiel« besitzen und die unzähligen »praktischen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata inkorporiert haben, die als Instrumente der Konstruktion der Realität fungieren«, nicht überlegen, welche Schritte als Nächstes angewendet werden, sondern leben »in der Gegenwart des Spiels« (Bourdieu 1998a, 144). Das heißt nichts anderes, als dass unsere Realitätskonstruktionen im Fleckschen Sinne »passive Koppelungen« (Fleck 1999, 16) sind, also selbstverständliche Vorannahmen oder Schlussfolgerungen über die Welt, die als solche aber gar nicht mehr wahrgenommen werden, weil sie so selbstverständlich sind.

Da der Glaube ein *praktischer* Sinn des Feldes ist, ist er nicht nur in den Diskursen, sondern in allen Praxisformen einer Disziplin zu finden. Wie diese Praxis aussieht, hängt nicht von einer freischwebenden Macht außerhalb der Individuen ab. Die Individuen sind Wirkungen des Feldes, das aber wiederum ebenso durch seine Mitglieder bestimmt wird. Die Akteure konstruieren im Handeln das Feld immer neu, gleichzeitig wird ihr Handeln jedoch von einer sozial vorstrukturierten Praxis bestimmt. Obgleich das Feld nach bestimmten Prinzipien strukturiert ist, kann es unterschiedliche Formen geben, darin zu handeln und zu agieren. Um im Feld aufzugehen, müssen die Akteure jedoch über Haltungen verfügen, die darin aufzugehen, Haltungen, die tagtäglich neu einstudiert werden durch die Arbeit.

Den grundsätzlichen Glauben des wissenschaftlichen Feldes erkennt Bourdieu in dem Anspruch, »interesseloses Interesse« an der Wahrheit zu verfolgen, sowie in dem festen Vertrauen auf die prinzipielle Möglichkeit objektiver Erkenntnis (Bourdieu 1998c). Die im letzten Abschnitt erwähnte Tatsache, dass wissenschaftliche Leistungen immer auch an die Anerkennung der Personen gebunden ist, die diese Leistungen erbringen, erhält somit eine besondere Brisanz. Denn eine erbrachte wissenschaftliche Leistung ist mit dem Glauben verbunden, das interesselose Interesse verfolgt zu haben, objektive Erkenntnis hervorzubringen, andererseits aber auch mit dem Interesse des Akteurs, für seine Leistungen anerkannt zu werden, um im Feld eine Position zu erlangen. Damit aber ist die wissenschaftliche Leistung, die in der Logik des Feldes als objektiver Gradmesser dafür gilt, ob die Akteure zum Feld dazugehören oder nicht, Gegenstand sozialer Machtkämpfe. Dies widerspricht dem Mertonschen Ethos der »disinterestedness« oder Uneigennützigkeit wissenschaftlichen Handelns nicht per se, da das Erbringen wissenschaftlicher Leistungen nicht lediglich als »Mittel zum Zweck« verstanden werden kann. Gegen diese utilitaristische Auffassung wehrt sich Bourdieu vehement, betrachtet er sie doch als grobe Vereinfachung der sozialen Verhältnisse.³

Eine utilitaristische Haltung wird Bourdieu jedoch von Wissenschaftssoziologen vorgeworfen. Einer von ihnen ist Bruno Latour, dessen Text *Portrait eines Biologen als wilder Kapitalist* (Latour 1996) direkt auf Bourdieus Konzept gemünzt zu sein scheint. Anhand eines Interviews mit einem in seinem Feld offenbar sehr erfolgreichen Biochemiker zeichnet Latour das Netzwerk nach, das dieses Individuum im Laufe seiner wissenschaftlichen Karriere ausbildet. Wie er dabei die Interviewpassagen analysiert, lässt den Verdacht schnell aufkommen, er unterstelle seinem Gesprächspartner strategisches Handeln, das nur auf den eigenen Vorteil aus ist und dem eigenen Fortkommen dient. Bei näherem Hinsehen jedoch zeichnet er offenbar die eigenen Interpretationen des Interviewten nach. Dieser scheint in der Nacherzählung seines beruflichen Weges einen »Kreislauf des wissenschaftlichen Kredits« (121) zu entwerfen, einen Kapitalkreislauf, der besonderen Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Der Biochemiker akkumuliert dabei

etwas, was Latour allerdings nicht zu benennen weiß bzw. von dem er offenbar annimmt, dass es sich nicht zu benennen lohnt: »(S)eit zwanzig Jahren ist er von Gegenstand zu Gegenstand gesprungen, von Chef zu Chef, von Land zu Land, indem er sich alle Potentialdifferenzen zunutze gemacht hat: sich der Polypeptide bemächtigt hat und sie dann, sobald ihr Kurs sank, wieder verramscht hat; auf Monod gesetzt hat, dann von ihm lässt, sobald dieser sich festfährt; und nun ist er schon wieder bereit, seine Koffer zu packen (...). Was akkumuliert er? Nichts im besonderen, außer vielleicht (...) eine Art freier Energie, die, gleich wo, investiert werden kann« (144). Das Ergebnis, zu dem Latour hier kommt, kann man nur als äußerst fragwürdiges bezeichnen. Zwar spricht er von einem Kapitalkreislauf, lässt dabei aber völlig außer Acht, mit welcher Währung sein Biochemiker spielt. So lässt sich dessen wilde Kapitalakkumulation eben nur als Selbstzweck verstehen. Würde Latour die Aktivitäten des Protagonisten hingegen auf dem Hintergrund des wissenschaftlichen Feldes betrachten, müsste er schließen, dass sie nicht auf die Ansammlung »freier Energie« zielen, sondern auf die Anerkennung der Kollegen. Daraus jedoch zu folgern, es sei dem Wissenschaftler um nichts anderes als um die Mehrung seiner Reputation zu tun, hieße nicht nur, dem Akteur ein rein utilitaristisches Interesse zu unterstellen, (was angesichts der Tatsache, dass dieser immerhin um seine soziale Existenz kämpft, mehr als zynisch wäre), es hieße auch, ihm zu unterstellen, er sei in der Lage, seine gesamte Lage und den in ihr impliziten Sinn vollständig zu überblicken. Damit aber hätte der »Spieler« keine Position *im* Feld mehr, sondern wäre eine Art »Brettspieler«, der sich die ganze Sache seelenruhig und verhältnismäßig unbeteiligt von oben anschaut. Wenn Bourdieu von *illusio* spricht, meint er jedoch »genau das Gegenteil der Ataraxie: Sie bedeutet, dass man involviert ist, im Spiel befangen und gefangen« (Bourdieu/Wacquant 1996, 148). Als Angehöriger des biochemischen Feldes spielt dieser Akteur also um Einsätze, die dem Außenstehenden sinnlos erscheinen mögen, deren Wert von dem Biochemiker selbst, der den Glauben des Feldes verkörpert, jedoch selbstverständlich erkannt wird.

2. Methodologische Voraussetzungen und methodisches Vorgehen

Bourdies Konzept der sozialen Felder ist keine Theorie in dem Sinne, als er diese voraussetzen würde, um dann »mit der empirischen Untersuchung die Stimmigkeit und Gültigkeit der Theorie zu beweisen« (Krais 1989, 49). Es ist ein analytisches Instrument im Sinne einer »Theorie der Praxis« (vgl. Bourdieu 1976), eine Anleitung dafür, wie man die Praxis auf der Basis ihrer eigenen Logik untersuchen kann.

Welches konkrete methodische Vorgehen impliziert nun das Konzept der sozialen Felder und welche Besonderheiten bietet es für die Arbeit mit

empirischem Material? Diese Frage soll im Folgenden insbesondere anhand der bereits vorgestellten Untersuchung von Steffani Engler und ihrem Ansatz soziologischen Verstehens verdeutlicht werden. Die Autorin nutzt das Konzept der sozialen Felder als »Denkwerkzeug«, das auf den Gegenstand zugeschnitten werden muss und keine Generalisierungen oder Abstrahierungen von diesem Gegenstand erlaubt (Engler 2001, 149). Da sich das Feld über seine AkteurInnen und ihre Relationen zueinander etabliert, aber ebenso mit diesen AkteurInnen verändert, muss sich der Blick auf eben diese richten, die, so Krais, »nichts anderes als Verkörperungen, Personifizierungen der Strukturen« des Feldes sind, dem sie angehören (Krais 2000, 38). Nun könnte man einwenden, dass es doch gerade das Ziel soziologischer Forschung sein sollte, Generalisierungen vorzunehmen und abstrakte Muster im scheinbar Besonderen zu erkennen und herauszuarbeiten. Tatsächlich wird in der qualitativen Sozialforschung versucht, Generalisierbarkeit mangels großer Stichproben über so genannte »rekonstruktive Verfahren« herzustellen. Eine beliebte Vorgehensweise ist die der »Typenbildung«. Anhand dieses Verfahrens wird versucht, die Heterogenität eines Praxisfeldes in eine generalisierende Ordnung zu bringen, um typische soziale Erscheinungsformen herauszuarbeiten (Lamnek 1993, 192). Indem Einzelfälle so gruppiert werden, dass sich »die Elemente innerhalb eines Typus möglichst ähnlich sind (...) und sich die Typen voneinander möglichst stark unterscheiden« (Kelle/Kluge 1999, 78) werden Generalisierungen vorgenommen. Der Sozialforscher trennt hierbei »Wesentliches von Unwesentlichem« (Lamnek) und hebt das Wesentliche anhand der abstrakten Typen hervor. Schon an der Beschreibung des Verfahrens lässt sich ablesen, dass es vermutlich viele Informationen über die Kategorien derjenigen, die Typen bilden (also über die Forscher) hervorbringen wird, aber vergleichsweise wenige über die Denkweisen und die Praxis derer, die in Typen zusammengefasst werden. Dies ist die Gefahr von der Bourdieu spricht, wenn er feststellt: »Die Praxis hat eine Logik, die nicht die der Logik ist, und folglich läuft man bei jeder Anwendung der logischen Logik auf die praktische Logik Gefahr, die Logik, die man beschreiben möchte, mit Hilfe des Instruments, das man zu ihrer Beschreibung verwendet, zu zerstören« (Bourdieu 1998a, 147).

2.1 Verstehen als wissenschaftliches Programm

Wie es zu dieser Verwechslung kommen kann, lässt sich am besten mit Hilfe eines Beispiels wissenschaftlichen Verstehens in den Sozialwissenschaften herleiten. Ein Konzept, das mit der Bildung von Handlungstypen arbeitet, ist beispielsweise das der hermeneutischen Wissenschaftssoziologie oder auch der »verstehenden Soziologie«, wie die Vertreter dieser Richtung ihr Programm nennen.⁴ Wie kann man nach ihrer Meinung soziales Geschehen wissenschaftlich verstehen?

Hans-Georg Soeffner (1999) fasst Verstehen als eine Form der Konstruktion von Wirklichkeit auf: »Die soziale Welt ist verstehensmäßig konstruiert und wir bewegen uns deutend in einer vor- und ausgedeuteten Welt« (ebd., 43). Verstehen ist also ein Akt, der im Alltäglichen so selbstverständlich abläuft, dass er als ›bewusste‹ Handlung von den Akteuren nicht wahrgenommen wird. Dieses Alltagsverstehen stellt so genannte »Konstruktionen 1. Ordnung« dar. Wissenschaftliches Verstehen rekonstruiert diese in so genannten »Konstruktionen 2. Ordnung«. Weiterhin wird zwischen den Konstruktionen 1. und 2. Ordnung eine »logische Differenz« (ebd., 41) angenommen. Während der Alltagsverstand eine »pragmatische Einstellung« sei, so erläutert Ronald Hitzler (1993), ermögliche es der »institutionelle Alltagsbetrieb der Soziologie« dem Sozialwissenschaftler eine andere Haltung einzunehmen, die eine »besondere Einstellung« impliziere: »Diese besondere, theoretische Einstellung klammert zeitweise die pragmatischen Interessen des Alltagsverständes aus und ersetzt sie durch ein rein kognitives Interesse« (Hitzler, 228). Keiner der Autoren geht näher darauf ein, wie diese zeitweise Ausklammerung sich vollzieht und worin genau die »logische Differenz« zwischen Alltagsverstehen und wissenschaftlichem Verstehen liegt, außer darin, dass Letzteres sich im Schutze universitärer Studierstuben abspielen darf. Die Differenz wird schlicht behauptet, wiewohl gleichzeitig konstatiert wird, dass beide Verstehensweisen »weitgehend ähnlich strukturiert« seien (Soeffner, 42). »Alltägliche Problembewältigung heißt (...) prinzipiell: Reduktion von Neuem, Unbekanntem auf Bekanntes, Typisches« (Hitzler, 228) und »(s)ozialwissenschaftliches Verstehen zielt (...) auf die Erkenntnis des Typischen (...)« (ebd., 229). Ein Unterschied ergibt sich also nicht im Hinblick auf die Art und Weise, wie verstanden wird. Vielmehr wird an ganz anderer Stelle eine Unterscheidung gezogen, die wissenschaftliches Verstehen in eine andere Sphäre des sozialen Raums katapultiert, wenn nicht gar aus diesem hinaus. Wissenschaftliches Verstehen nämlich ist »die kontrollierte Auslegung von Daten« (Soeffner, 46), die erfolgt, indem man »den fallspezifischen Handlungsspielraum gegenüber einem allgemeinen Sinnhorizont sichtbar macht« (ebd., 47). Man kann angesichts dieser Formulierung nicht umhin, anzunehmen, dass es sich bei dem Handlungsspielraum um den des ›Alltagsmenschen‹ handelt, während der »allgemeine Sinnhorizont« der höchstpersönliche Horizont des Sozialwissenschaftlers ist bzw. der seiner theoretischen Vorannahmen. Dieser Verdacht erhärtet sich, wenn man Hitzlers Erläuterungen zum Geschäft des Interpretierens hinzuzieht:

»Die Interpretationsleistungen sozialwissenschaftlichen Verstehens erfolgen nicht unter Rückgriff auf den Alltagsverstand, sondern unter Rückgriff auf einen Vorrat an professionellem Sonderwissen, und auch nicht bezogen auf pragmatische Bedürfnisse des Lebensvollzugs, sondern auf das Relevanzsystem eines pragmatisch desinteressierten Beobachters« (Hitzler, 230).

Der (logische) Unterschied zwischen Alltagsverständen und wissenschaftlichem Verstehen liegt also offenbar nicht in der Art und Weise wie verstanden wird, sondern in welchem *Kontext* dies geschieht. Das Relevanzsystem des Wissenschaftlers scheint dabei nicht im Mindesten getrübt von alltagsweltlichen Konstruktionen, und das obgleich es sich darin ebenso um die Reduktion von Komplexität zu drehen scheint wie im Relevanzsystem »Alltag«. Während der wissenschaftliche Beobachter frei von pragmatischen Interessen, ausgestattet mit einem Rucksack voll »Sonderwissen« durch die unverbrauchte Luft einer theoretischen Landschaft stapft, beugt sich sein Untersuchungsobjekt unter der Last seiner pragmatischen Bedürfnisse im finsternen Keller alltäglicher Weltsicht. Die Differenz zwischen den Konstruktionen 1. Ordnung und denen 2. Ordnung ist damit in erster Linie eine willkürlich gesetzte, deren Hauptmerkmal darin besteht, ein Machtgefälle zwischen »Alltagsmenschen« und Wissenschaftlern zu erzeugen. Welche Position diejenigen einnehmen, die sich mit Sonderwissen ausgestattet sehen, wird dabei im Ergebnis jedoch nicht transparent. Obgleich Soeffner fordert, zum wissenschaftlichen Verstehen sei es notwendig, die »impliziten Prozeduren und Perspektiven des Verstehens« zu explizieren (44), wird nicht deutlich, was geschieht, wenn Daten erhoben und ausgelegt werden und welchen Standpunkt der Beobachter dabei einnimmt. Wissenschaftliches Beobachten ist nach Soeffner zunächst eine »Feststellung dessen, was der zu analysierende Fall sein soll« und dann das »kontrollierte Erheben = Herstellen von Daten« (45). Es wird also durchaus angenommen, dass der Wissenschaftler konstruiert, nur geht daraus nicht hervor, was seine Konstruktionen (2. Ordnung) mit denen der Untersuchten zu tun haben. So kann nur angenommen werden, dass beispielsweise erstellte Handlungstypen von der untersuchten Praxis abstrahieren und den Akteuren bestimmte Muster unterstellen, die mit ihrer Wirklichkeit nichts gemein haben.

2.2 Wissenschaftliches Verstehen als gesellschaftliche Praxis

Steffani Engler führt demgegenüber mit ihrem Verstehenskonzept einen zentralen Bestandteil der hermeneutischen Denkweise Bourdies ein, die zur Prämisse macht, was die hermeneutische Wissenssoziologie offenbar ignoriert: Verstehen geschieht im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Auch wissenschaftliches Verstehen ist damit eine soziale Praxis, also die Konstruktionsleistung sozialer Geschöpfe. Die Autorin wendet sich gegen die Auffassung, man könne durch den »Rückgriff auf einen Vorrat an professionellem Sonderwissen« (Hitzler, s.o.) eine distanzierte und damit »objektive« und »machtnutrale« Haltung gegenüber dem Alltagswissen einnehmen. Engler stimmt zwar damit überein, dass Verstehen mit der Hilfe präkonstruierter Wahrnehmungsschemata geschieht (vgl. Soeffner, s.o.: »wir bewegen uns deutend in einer vor- und ausgedeuteten Welt«), allerdings seien diese Wahrnehmungsschemata in einer differenzierten Gesell-

schaft nicht universell. Deshalb gibt es weder die Möglichkeit »unmittelbaren Verstehens« noch kann ein theoretisches Verstehen, *allein* weil es sich frei von pragmatischen Interessen der Teilnehmer wähnt, soziale Praxis so rekonstruieren, dass es dieser gerecht wird. Man übt Macht aus, wenn man die Kategorien der Wissenschaft auf die Praxis anderer anwendet, ohne diese Kategorien als solche kenntlich zu machen, sondern sie als »allgemeinen Sinnhorizont« zu Grunde legt und so tut, als fragten sich die Akteure selbst das, was sich der Theoretiker im Hinblick auf sie fragt (vgl. Bourdieu 1997 a, 59). Dieses Machtgefälle und die Auslöschung des Standpunkts des wissenschaftlichen Beobachters wird teuer erkauft mit der eingangs beschriebenen Verwechslung der Logiken, die dazu führt, wenig über den Gegenstand, aber viel über die Kategorien der Forschenden zu erfahren: »Wird der eigene Standpunkt nicht als besonderer erkannt, werden die damit verbundenen Wahrnehmungsschemata als allgemeine gesetzt und dem Objekt übergestülpt, was zu einem Verkennen der sozialen Realität des Objektes führt« (Engler 2001, 130).

Engler fordert die Distanz zu den *eigenen* Präkonstruktionen (also denen des Sozialwissenschaftlers), um überhaupt eine Nähe zum Objekt herstellen zu können. Verstehen ist ein Konstruktionsakt und die angestrebte Nähe zum Objekt führt nur über Konstruktionsarbeit. Die Distanz zu den eigenen Präkonstruktionen muss über den Bruch mit denselben und über die Konstruktion des Objekts hergestellt werden. Den Bruch, den Soeffner und Hitzler auf den Alltagsverständ anwenden wollen (»Unser Alltagsverständ ist an Traditionen gebunden. Das heißt, wir verwenden oft relativ unbedacht und auch unbedenklich überkommene Deutungen, Erklärungen und Praktiken.« [Hitzler, 227]), wendet Engler also auch auf das wissenschaftliche Verstehen an. Mit ihrem Vorgehen folgt sie den Prämissen, die für die Denkweise Bourdieus konstitutiv sind. Auch Bourdieu richtet seine Aufmerksamkeit zunächst auf die Erkenntniswerkzeuge der Soziologie. Er fordert nicht nur einen Bruch mit den uns allen selbstverständlichen und daher schwer zu erfassenden Kategorien des Alltags, sondern auch den Bruch »mit Begriffen und Traditionen des Fachs« (Krais 2001, 329). Es soll mit Denkkategorien gebrochen werden, die durch ihre selbstverständliche »Scheinevidenz« in der Praxis einfach als wissenschaftliche Kategorien übernommen werden, *ohne* dass sie als solche überhaupt definiert oder als Kategorien verstanden werden. Sie sind eben »einfach da«, werden vorausgesetzt, weil sie in der Alltagswelt (der ForscherInnen und der Beforschten) existieren. Auch Wissenschaft ist – wie auch die Wissenschaftsforschung deutlich gemacht hat – Praxis. Was jedoch häufig übersehen wird, ist, dass auch diese Praxis und die Instrumente, die die Wissenschaft benutzt, sozial konstruiert sind. (Wie Engler ironisierend kommentiert: »Alles ist konstruiert, nur die eigenen Prämissen sind es nicht.« [87]) Es kann also keineswegs davon ausgegangen werden, dass der Soziologe und die Soziologin »pragmatische Interessen« (Hitzler, 228) einfach ausklammern können. Sie

sind vielleicht (!) nicht in die Interessen des Alltagsverständes der untersuchten Teilnehmer verstrickt, aber sie sind, sofern sie ihren Standpunkt nicht sichtbar machen und mit ihm brechen, mit den theoretischen Voraussetzungen und Präkonstruktionen ihres Faches, ihrer »theoretischen Einstellung« verstrickt, die möglicherweise verhindert, was sie gerade befördern will: eine Erkenntnis, die »gegen die Illusion unmittelbaren Wissenserrungen« (Bourdieu u.a. 1991, 15) werden soll.

Die Voraussetzung für eine adäquate Objektkonstruktion ist Bourdieu zufolge eine soziologische Konstruktion der Präkonstruktionen des Objekts (ebd., 276). Daher muss der Standpunkt des Wissenschaftlers, der Standpunkt des Konstrukteurs zunächst objektiviert werden, d.h. man muss die »Objektivierung objektivieren« (Bourdieu 1997a), »das subjektive Verhältnis des Wissenschaftlers zur Sozialwelt und das objektive (soziale) Verhältnis als Voraussetzung dieses subjektiven Verhältnisses« herausarbeiten (ebd., 56). Hier kommt auch die Maxime ins Spiel, dass das »Reale relational« ist (Bourdieu u.a. 1991, 276), denn auch ein Soziologe ist nichts anderes als das Produkt gesellschaftlicher Bedingungen und der spezifischen *doxa*⁵ seines Faches. Der wissenschaftliche Beobachter steht nicht »über« oder außerhalb der sozialen Welt, die er beschreibt.⁶ Die reflexive Haltung, die Bourdieu fordert, ist daher auch »zutiefst antinarzistisch« (1993b, 368). Es geht nicht um den »Reiz der Selbstuntersuchung« (366), sondern darum, die eigenen Konstruktionsnormen zu hinterfragen.

2.3 Die Logik der Praxis

Der »doppelte Bruch« (Bourdieu 1998a, 83), also der Bruch mit den Alltagskategorien und dem Standpunkt des wissenschaftlichen Beobachters, ist die Voraussetzung für eine soziologische Objektkonstruktion, wenn man die Logik der Praxis herausarbeiten will. Wie erfährt man etwas über die Logik der Praxis? Engler stellt auf dem Hintergrund der Theorie der sozialen Felder eine einfache Frage an ihre Interviews: Welchen Eindruck erwecken die Schilderungen der Befragten und wie kommt dieser Eindruck zu Stande? (Engler 2001, 146) Damit fragt sie nicht nach den Realitätskonstruktionen ihrer Interviewpartner auf dem Hintergrund »individueller« Urteile und auch nicht nach dem subjektiven Eindruck, den die Befragten in ihr erwecken, sondern nach der Praxis des sozialen Feldes, dem diese angehören. Dies ist die Methode, die geschilderten Eindrücke zu objektivieren, d.h. sie in Relation zu setzen zu den je fachspezifischen Realitätskonstruktionen des wissenschaftlichen Feldes. Die AkteurInnen sind, wie bereits beschrieben, »SpielerInnen« in einem »sozialen Spiel«, »das den Glauben an das, worum es in diesem Spiel geht, als *illusio* fasst. Diese *illusio* kann anhand der Realitätskonstruktionen der interviewten Professorinnen und Professoren analysiert werden. Das aber bedeutet auch, dass die Erkenntnisse über das Funktionieren der wissenschaftlichen Welt durch die

AkteurInnen selbst gewonnen werden müssen, die in dieser Welt agieren und dort eine Position des Erfolges einnehmen« (18). Nicht gemeint ist eine pauschale Einordnung in »sozialstrukturelle Bedingungen« oder »die Gesellschaft«. Hierin komme die besondere Position der Akteure nicht zum Ausdruck. Engler betont ausdrücklich, ihre Methode ziele nicht darauf, von den Eindrücken der Befragten zu »abstrahieren« (146/147), was beispielsweise durch die oben diskutierte Typenbildung geschieht. Hierdurch werde willkürlicher Zuschreibung durch die Sozialwissenschaftler Tür und Tor geöffnet. Nicht die Distanz zu den alltäglichen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata der untersuchten Akteure fordert die Autorin in erster Linie, sondern die Distanz zu den Bewertungsschemata der Forscherin selbst, also zu den Voraussetzungen der eigenen Arbeit und den Kategorien soziologischer Erkenntnisproduktion (18). Damit holt sie den wissenschaftlichen Beobachter ins Bild und löst gleichzeitig den Anspruch qualitativer Sozialforschung ein, den Befragten nicht die Forscherperspektive aufzuoktroyieren (Lamnek 1993, 16). Ein Vorgehen wie das der Typenkonstruktion geht hinter dieses Anliegen zurück, während das Feldkonzept es erlaubt, die Praxis der Akteure aus ihrer eigenen Logik heraus zu analysieren. Engler schreibt zu ihrer Herangehensweise: »Mir geht es darum, wie das wissenschaftliche Feld funktioniert, und es geht mir um den mit diesem Funktionieren des Feldes verbundenen Glauben, der *illusio* der AkteurInnen. (...) (S)e präsentieren durch ihre Sichtweise von einem bestimmten Punkt aus, von einer bestimmten sozialen Position aus das wissenschaftliche Feld« (Engler 2001, 152). Sie fügt an anderer Stelle hinzu, welche Implikationen ihre Methode für die wissenschaftliche Theoriebildung in sich trägt, nämlich »eine klare Absage an alle universellen Erklärungsvarianten von sozialem Handeln« (ebd., 147), da das wissenschaftliche wie jedes andere Feld eine eigene Logik aufweist, die es herauszuarbeiten gilt.

2.4 Konsequenzen für den Gegenstand

Das Konzept der sozialen Felder von Pierre Bourdieu wird zusammenfassend von den folgenden vier Prämissen geleitet, die gleichzeitig bestimmte methodologische Voraussetzungen enthalten:

1. Bourdieu denkt nicht in Substanzen, sondern in *Relationen*. Er arbeitet also nicht mit einem Begriff von Subjekten, die sich mit »der Gesellschaft« oder mit »der Umwelt« auseinander setzen. Subjekte werden nicht einfach vorausgesetzt, sondern konstituieren sich über die *Praxis*. Auch Praxis und Individuum stehen hierbei nicht in einem wechselseitigen Wirkungsverhältnis, es handelt sich nicht um einen Prozess der Prägung oder der Einwirkung – was ein schon immer bestehendes Subjekt voraussetzen würde – sondern eher um den der Einschreibung, dessen Medium der Körper ist. (»Der Leib ist Teil der Sozialwelt – wie die Sozialwelt Teil des Leibes« [Bourdieu 1985b, 69].) Bourdieu kennt kein »autonomes Subjekt«, das

sich von gesellschaftlichen Zwängen »befreien« kann oder gar soll. Das Individuum ist ein vergesellschaftetes Individuum (wovon auch Wissenschaftler nicht ausgeschlossen sind), und es ist die Frage, wie sich diese Vergesellschaftung vollzieht und welche Machtverhältnisse dabei im Spiel sind. Geraade hier setzt auch die Kritik an bestehenden Verhältnissen an.

2. Bourdieu fasst seine Begriffsbildungen nicht als starren theoretischen Rahmen auf, sondern als bewegliche *Analyseinstrumente*, d.h. als konstruktive Werkzeuge, mit denen ein Bezugsrahmen aus der empirischen Arbeit heraus hergestellt werden kann. Diese Instrumente erlauben es, Analysemodelle zu erarbeiten, die in einem nicht-zufälligen Zusammenhang mit der untersuchten Praxis stehen.

3. Es wird davon ausgegangen, »dass die soziale Welt immer nur als konstruierte, sozial vermittelte wahrgenommen werden kann« (Engler 2001, 82). Die Konstruktionen aber werden über die Praxis vermittelt, in der sie selbstverständlich und daher als soziale Konstruktionen nicht unmittelbar sichtbar sind. Nicht zuletzt dieser konstruktive, konstruierende Charakter holt den *Konstrukteur* – den soziologisierenden Wissenschaftler bzw. die Wissenschaftlerin – ins Bild. Bourdieu argumentiert nicht aus einer übergeordneten Perspektive, die eine allgemeine objektive ›Wahrheit‹ beansprucht. Vielmehr wird der Prozess der Objektivierung offen gelegt und somit der wissenschaftliche Konstrukteur in eine relationale Position zur analysierten Praxis gesetzt.

4. Schließlich bietet der Ansatz, Wissenschaft als *soziales Feld* aufzufassen, die Möglichkeit, etwas über die Funktionsweise von Wissenschaft zu erfahren und gleichzeitig die Akteure nicht aus dem Blick zu verlieren, die nach Bourdieu das Feld *verkörpern* und es daher, nicht nur im übertragenen Sinne, »sind«. Damit können gleichzeitig sowohl die Heterogenität ihrer Positionen erfasst werden als auch ihre fach- und feldspezifischen Gemeinsamkeiten.

Was bedeuten diese Prämissen als methodologische Voraussetzungen für die vorliegende Arbeit?

Die relationale Sichtweise Bourdieus erlaubt es, danach zu fragen, wie Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der sozialen Praxis des Feldes »gemacht« werden. Das heißt, dass nicht mehr wie bei Merton darauf geschlossen werden muss, dass erfolgreiche Wissenschaftler besonders »Ich-stark« sind, sondern dass in der Praxis der Wissenschaft bestimmte soziale Mechanismen am Werke sind, die »wissenschaftliche Persönlichkeiten« hervorbringen, denen beispielsweise diese Ich-Stärke zugeschrieben wird. Wenn ich also wissen möchte, wie es dazu kommt, dass weniger Frauen als Männer ihre wissenschaftliche Karriere forsetzen, so werde ich nicht nach besonderen Dispositionen bei den »männlichen« oder »weiblichen« Individuen suchen, die dazu beitragen, welche Wege sie einschlagen. Vielmehr kann ich der Frage nachgehen, welche selektiven Effekte in der Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes liegen. Dabei hilft das Konzept der so-

zialen Felder als Analyseinstrument, denn es kann davon ausgegangen und herausgearbeitet werden, wie unterschiedliche Praxisformen in verschiedenen Fächern offenbar zu dem gleichen Ergebnis – dem Ausschluss von Frauen – führen. Gleichzeitig kann der Blick auf die Akteure und ihre heterogenen Positionen im Feld gerichtet werden. Ein Doktorand urteilt aus einer anderen Perspektive als eine Professorin. Zusammen bringen sie das hervor, aber sind auch von dem durchdrungen, was im wissenschaftlichen Feld ›gespielt‹ wird. Denn Wissenschaftler machen Wissenschaft, aber auch Wissenschaft macht Wissenschaftler. Das Wissenschaftssystem ist nicht nur ein Netzwerk organisationaler, administrativer und solcher Bedingungen, die sich durch fachlich-inhaltliche Aspekte ergeben. Fasst man es als ein soziales Feld auf, das nach spezifischen Regeln funktioniert, die sowohl durch die Handelnden reproduziert als auch von ihnen verkörpert werden, sind die spezifischen Konstruktionen der Handelnden bedeutsam für die Frage, wer ein ›guter Wissenschaftler‹ ist und was ›gute Wissenschaft‹ ausmacht, wer ›dazu gehört‹ und wer nicht. Wenn ich meine Frage, die auch darauf abzielt, wie der wissenschaftliche Nachwuchs rekrutiert wird, mit dem Konzept der sozialen Felder angehe, kann ich mich nicht mit der Vorstellung begnügen, dass einige Doktoranden und Doktorandinnen einfach bessere Leistungen bringen als andere und deshalb eher dafür prädestiniert sind, wissenschaftlich zu arbeiten und Karriere zu machen. Vielmehr muss ich nach den Mechanismen des wissenschaftlichen Feldes fragen, den Zuschreibungsprozessen und der Art und Weise wie beides zusammenwirkt, sodass am Ende aus Doktoranden anerkannte Wissenschaftler werden und nicht vergessene Talente. Die Frage: *Was ist ein ›echter‹ Wissenschaftler?* muss sich jeder Doktorand und jede Doktorandin stellen und sich selbst auf diese Qualitäten hin von Förderern befragen lassen.

Meine These ist, dass die *illusio* eines Professors oder einer Professorin, also der spezifisch verkörperte Glaube des Feldes, entscheidend zur Förderung oder Nicht-Förderung bestimmter Klientel, zur Anerkennung oder Nicht-Anerkennung wissenschaftlicher Leistungen beiträgt. Auf der Ebene des Erkennens der ›richtigen‹ also feldadäquaten Qualitäten, liegt die mögliche Selektionsfunktion des von Steffani Engler als zentrales Prinzip herausgestellten Konzepts der ›wissenschaftlichen Persönlichkeit‹.

